

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology
Band: 27 (2001)
Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Aldo Legnaro und Astrid Aengenheister, *Schuld und Strafe, Das soziale Geschlecht von Angeklagten und die Aburteilung von Tötungsdelikten*. Hamburger Studien zur Kriminologie, Band 25, Centaurus-Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler, 1999, 207 Seiten, ISBN 3-8255-0224-4, Fr. 54.— / DM 59.80.

Werden Frauen vor Gericht anders behandelt und beurteilt als Männer? Werden sie für Vergleichbares härter bestraft, oder sind die Urteilenden mit den Frauen nachsichtiger? Das ist eine Frage, die die Kriminologie schon seit langem beschäftigt. Und es gibt dazu auch zahlreiche Studien und Thesen. Worin allenfalls die unterschiedliche Behandlung besteht und wie sie zustande kommt ist jedoch, empirisch bisher weitgehend unbekannt. Aldo Legnaro und Astrid Aengenheister legen nun eine Studie vor, die diese empirische Lücke ein Stück weit füllt.

Ausgehend davon, dass Schuld im Strafrecht als die Zuschreibung von persönlicher Verantwortung für eine strafrechtlich relevante Handlung betrachtet wird, haben die beiden AutorInnen das Zustandekommen dieser richterlichen Zuschreibung untersucht. Sie stellen die Fragen: Wie wird diese Leistung der Bestimmung und Zuschreibung von Schuld erbracht? Auf welche Weise und mit welchen Begründungen rekonstruiert ein Gericht ein konkretes Tatereignis, und auf welche Weise und mit welchen Begründungen schreibt ein Gericht aufgrund dieser

konkreten Rekonstruktion Schuld zu? Dazu fassen die AutorInnen Schuld als operationales Konstrukt auf und nicht als ein Zusammengesetztes aus definitorischen Operationen, bestimmt von legalen Merkmalen, wie das die Juristen im Strafprozess tun. In der Studie soll das System der gerichtlichen Anwendungsregeln rekonstruiert werden und dabei soll die Frage gestellt werden, ob und auf welche Weise das soziale Geschlecht von Angeklagten in diesem Zusammenhang eine interpretative Bedeutung hat.

Die bisherige Forschung und Theoriebildung hat in diesem Bereich Widersprüchliches hervorgebracht. Die sogenannte Ritterlichkeitsthese auf der einen Seite besagt, dass Frauen vor Gericht sanfter angefasst werden als Männer. Die gegenteilige Behauptung geht vom Bild der «evil woman» aus, die härter bestraft wird, weil sie aus ihrer weiblichen Rolle gefallen ist. Für die dritte Möglichkeit, nämlich Gleichbehandlung der Geschlechter vor Gericht haben die AutorInnen der Studie in der Literatur keine Erklärung gefunden. Sie vermuten, dass diese Annahme für die strafrechtlich Tätigen eine Selbstverständlichkeit darstelle und von einem Teil der Forschenden auch entsprechend bearbeitet werde. Legnaro und Aengenheister kritisieren dabei auch, dass bisher bei der Strafzumessungsforschung die Gerichtsverhandlungen nicht berücksichtigt wurden, obwohl das gesamte Gerichtsverfahren als «Prozess des Definierens und Sinnschöpfens» verlaufe. In den Verhandlungen werde die Aktenkenntnis von Geschehnissen aufgela-

den und gefüllt mit Anschauung, Eindruck, Bedeutung, subjektiv gemeintem Sinn.

Als Folge dieser Kritik haben sich Legnaro und Aengenheister für eine qualitative Vorgehensweise entschieden. Sie machten nicht die schriftliche Urteilsbegründung zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung, sondern sie näherten sich dem Geschehen beobachtend und teilnehmend, qualitativ und interpretierend. Das Erzählte, Gesprochene und Verhandelte sollte im Mittelpunkt stehen, nicht die bereits in der Urteilsbegründung «zu einem Text geronnene Komplexität».

Insgesamt protokollierten die Forschenden 47 Strafprozesse zu Tötungsdelikten mit 56 Angeklagten, davon 28 Frauen und 28 Männer. Statistisch werden nur zehn Prozent der Tötungsdelikte von Frauen begangen. Um Aussagen über die geschlechtsspezifischen Differenzen machen zu können, sind die Frauen in dieser Studie deshalb übervertreten.

Die Studie untersucht nun Zusammenhänge zwischen Strafzumessungsgründen und sozialem Geschlecht, zwischen biografischer Rekonstruktion und Strafzumessung und weiter die Regeln für die Ausschöpfung des Strafrahmens. Letztere ergeben den folgenden Befund:

- Bei Frauen werden eher als bei Männern die Kriterien eines minder schweren Falles gefunden.
- Frauen erhalten eher als Männer Strafen zur Bewährung ausgesetzt.
- Bei Verurteilungen wegen Mordes oder Totschlags liegt die – Ausschöpfung des Strafrahmens bei Frauen tendenziell niedriger als bei Männern.
- Wenn bei Männern die Kriterien eines minder schweren Falles gefunden werden, ist die Ausschöpfung des Strafrahmens bei beiden Geschlechtern ähnlich.

Bei der Untersuchung der allenfalls geschlechtsabhängigen Verwendung von Strafzumessungsgründen, kamen die AutorInnen zum Schluss, dass Ungleiches ungleich betrachtet und beurteilt wird, dass beispiels-

weise bei Frauen der Beziehungskontext mit dem Opfer viel stärker gewichtet wird als bei Männern, mit der Begründung des moralischen Charakters, der den Frauen zugeschrieben wird. Zudem seien die gesamte Gestalt der Tat und die biographischen Hintergründe nicht vergleichbar mit jenen der Männer. Frauen erhalten geringere Strafen nicht aus paternalistischer Ritterlichkeit, sondern, weil bei ihnen die Tatmerkmale häufiger für Milde sprechen als bei den Männern.

Erwartungen an die geschlechtsspezifisch zugeschriebenen Rollen und Charaktere zeigen sich auch bei der Beurteilung der Mitschuld. Während die männliche Aggression, die in der Tat ausagiert wird, als quasi natürlich hingenommen wird, muss sich die Frau vorhalten lassen, ob sie nicht ein anderes Mittel als Gewalt hätte finden können, um die Auseinandersetzungen zu beenden. Eine ähnliche Botschaft geht an weibliche Opfer: Die Frau trägt Mitverantwortung für die Reaktionen und Befindlichkeiten des Mannes. Die Durchsetzung ihrer eigenen individuellen Interessen hat sie sehr vorsichtig zu verpacken, um nicht das empfindliche Selbstwertgefühl männlicher Täter zu beeinträchtigen und diese nicht «auf der Stelle hinzureissen». Die AutorInnen folgern daraus: «Die Aufrechterhaltung der männlichen Selbstkontrolle und Beherrschtheit gerät damit offensichtlich auch zu einer Aufgabe der Ehefrau, die nicht nur als Erwachsene in einer Beziehung zwischen Erwachsenen wahrgenommen wird, sondern auch als mütterliche Beschützerin einer männlichen Kindhaftigkeit» (S. 111). Generell resultieren jedoch keine härtere Strafen aus dieser Haltung.

Bei der Studie von Legnaro und Aengenheister handelt es sich um eine methodisch plausible, sehr sorgfältig und differenziert ausgearbeitete empirische Untersuchung. Die Forschenden haben es geschafft, ohne feministische oder traditionelle Scheuklappen zu arbeiten und keine ungesicherten Prämissen zu verwenden. Sie präsentieren neue, wenn auch nicht gänzlich unerwarte-

te Ergebnisse und Erkenntnisse über die Behandlung von Frauen und Männern vor Gericht. Entsprechend differenziert ist denn auch ihre Schlussfolgerung: So wird Ungleiches als ungleich wahrgenommen und ungleich sanktioniert; aber die Art, in der solche Ungleichheit sich rekonstruktiv entfaltet, bildet auch die soziale Erwartungsstruktur an «natürliches» Verhalten ab. Dass Frauen sich «natürlicherweise» wie Frauen, Männer sich «natürlicherweise» wie Männer verhalten, spiegelt nicht nur die Tatsächlichkeit der Hauptverhandlung, sondern verweist auch auf die interpretative Folie solcher Natürlichkeiten (S. 167).

Das Strafrecht und dessen Anwendung zementierte somit das traditionelle Rollenverständnis der Geschlechter.

Eva Wyss
Dr. oec. / Diplom-Kriminologin
Publizistin

Claudia Honegger und Theresa Wobbe (Hrsg.), *Frauen in der Soziologie: Neun Portraits*, Beck'sche Reihe; 1198, München, 1998.

Die Herausgeberinnen liefern hier ein meisterliches Doppelstück: ein attraktives Lesebuch mit Monografien zu neun Soziologinnen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, und Ansätze zu einer Sozialgeschichte von Frauen in der damals entstehenden gesellschaftswissenschaftlichen Disziplin. Vorgestellt werden Autorinnen aus Frankreich, Grossbritannien, Deutschland, Österreich und den USA. In den jeweiligen nationalen und historischen Kontexten waren sie mit unterschiedlichen Schwierigkeiten und Möglichkeiten konfrontiert, ihren soziologischen Neigungen nachzugehen, sich im entstehenden Fach Gehör zu verschaffen und gegebenenfalls auch ein Auskommen zu finden. Für alle im Band Porträtierten gilt, dass sie mit hochkarätigen soziologischen Beiträgen hervorgetreten sind,

die für die kognitive Tradition des Faches bedeutsam waren. Trotzdem konnten sie im Gedächtnis der Disziplin (bisher) keinen gebührenden Platz einnehmen. Die von Honegger und Wobbe versammelten biobibliographischen Essays schildern die Wege der neun Frauen zur soziologischen Praxis und erörtern den institutionellen und politischen Kontext ihres Schaffens. Kritisch wird ausserdem die inhaltliche Bedeutung des jeweiligen Werkes in ihrer Zeit und für die soziologische Gegenwart gewürdigt. So vereinen die einzelnen Beiträge Fallstudien zur Verdrängung dieser Frauen aus Kanon und Profession und Empfehlungen zur Wiederentdeckung der entsprechenden Werke.

In ihrer Einleitung führen die Herausgeberinnen die Fallstudien der einzelnen Beiträge souverän zusammen. Sie diskutieren die Gendering-Problematik unter anderem im Hinblick auf generationsspezifische Gemeinsamkeiten und Unterschiede der ausgewählten Soziologinnen. Honegger und Wobbe bauen dabei auf den aktuellen Literaturstand zur internationalen Soziologiegeschichte und auf eigene Forschungen auf.

Wie der Band überzeugend illustriert, war die Rolle der Frau von Anfang an Thema in der Soziologie. Comte und andere Protozoziologen, die unter dem Eindruck der Auflösung traditioneller Ordnung gesellschaftliche Ungleichheit und Dynamik zum Gegenstand ihres Interesses machten, nahmen die Geschlechterdifferenz allerdings nicht als soziologisches Problem wahr. Vielmehr wurde sie biologisiert bzw. physiologisiert und der soziologischen Reflexion vorangestellt.

Zu den Aufsätzen im Einzelnen: Die Beiträge von Susan Hoecker-Drysdale zu *Harriet Martineau (1802–1876)* und von Caroline Arni und Claudia Honegger zu *Jenny P. d'Héricourt (1809–1875)* zeigen eindrücklich, dass sich gebildete Frauen bereits in dieser protozoziologischen Epoche gerade gegen die Biologisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse gewehrt haben. Diese betraf und behinderte sie auch

in ihren Chancen als Wissenschaftlerinnen existentiell.

Die Engländerin Martineau war zu ihrer Zeit als massgebliche Comte-Vermittlerin im angelsächsischen Raum bekannt. Sie selbst hatte allerdings die positivistische Philosophie bereits zu einem empirisch-kritischen Forschungsprogramm fortgeführt. Unter anderem in ihrer umfangreichen Studie *Society in America* (1837) zeigte Martineau damit die gesellschaftliche Natur von gesellschaftlichen Machtverhältnissen – im System der Sklaverei ebenso wie in der Geschlechterfrage – auf. Die Vielseitigkeit ihrer Methodik wurde der Autodidaktin Martineau aber als Eklektizismus vorgeworfen, und bis heute ist ihr die Anerkennung als Gründungsfigur in der akademischen Fachtradition verwehrt geblieben.

Noch heftiger hat Jenny d'Héricourt sich gegen biologistische Legitimationen geschlechtlicher Missverhältnisse gewendet und Comte, Proudhon und andere mit spitzer Feder und Scharfsinn angegriffen. Ihre Unterstützung durch ein internationales Netz von intellektuellen und politischen Freundschaften war dabei essentiell, reichte jedoch nicht hin, d'Héricourt langfristig eine Existenz als Sozialwissenschaftlerin zu sichern.

Zu diesen Frauenschicksalen in der Soziologie vor ihrer Institutionalisierung kontrastiert die Karriere von *Dorothy Swaine Thomas* (1899–1977), die von Robert C. Bannister vorgestellt wird. Thomas wurde 1952 zur ersten Frau im Präsidium des amerikanischen soziologischen Berufsverbandes gewählt. In den USA war zu diesem Zeitpunkt die Professionalisierung der Soziologie weit fortgeschritten, und Thomas war durch einflussreiche männliche Mentoren unterstützt worden. Ihre Soziologie ist ganz zeitgemäss dem Credo wissenschaftlicher Objektivität und Neutralität verpflichtet und die Frauenfrage spielt in ihrem Denken keine dominante Rolle.

Zwischen die marginalisierten Existenzen der Protozoologinnen und die aussergewöhnliche Erfolgsgeschichte von Thomas fügen sich im Reader – in chronologischer

Ordnung – Biographien von *Beatrice Webb* (1858–1943), die von Wolf Lepenies vorgestellt wird, und von *Jane Addams* (1860–1935) im Beitrag von Dorothy Ross. Von Theresa Wobbe finden sich ausserdem Porträts von *Marianne Weber* (1870–1954), *Mathilda Vaerting* (1884–1977) und *Frieda Wunderlich* (1884–1965). Alle diese Lebenswege waren eng mit sozialpolitischen und sozialarbeiterischen Feldern verknüpft; die akademischen Karrieren blieben meist brüchig. Dabei konnten politische Wechselfälle und Emigrationsschicksale ebenso entscheidende Rollen spielen wie persönliche Neigungen oder aber die ambivalenten Effekte durch Partnerschaften mit berühmten Sozialwissenschaftlern. Fast paradigmatisch scheinen diese Faktoren noch einmal im den Band abschliessenden Essay von Christian Fleck zur Sozialpsychologin *Marie Jahoda* (geb. 1907) auf.

Die Auswahl und Darstellungen der Porträtierten überzeugen. Die einzelnen Essays bieten gut lesbare Einführungen und kritische Würdigungen, die Lust zur Wiederentdeckung wecken. Die Aufgliederung von Einzeltexten und zugehörigen Apparaten (Fussnoten und reiche Bibliographien) sind im Reader etwas umständlich angelegt. Dieser kleine, technische Makel sollte aber nicht den hervorragenden Gesamteindruck dieses sorgfältig und ansprechend gemachten Taschenbuchs in Frage stellen.

Rainer Egloff
Collegium Helveticum ETH Zürich

Claudia Honegger und Marianne Rychner (Hrsg.), *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz*, Limmat, Zürich, 1998.

Mit «La Misère du Monde» hat 1993 eine Gruppe unter Leitung von Pierre Bourdieu der sozialen Frage in der Postmoderne eine imposante Sammlung von soziologischen

Reportagen gewidmet. Den soziologischen Habitus um journalistische Formen und einen dezidiert politischen Standpunkt erweiternd wurden Konsequenzen von Globalisierung und Neoliberalismus in einer Vielzahl von Problemskizzen und Interviews mit negativ Betroffenen dokumentiert.

Der hier zu besprechende Band kommt im Vergleich zum französischen Fasttausendseiter bescheiden daher. Die Herausgeberinnen haben dreissig Lebensgeschichten aus der Schweiz versammelt, die durch die gesellschaftliche Krise der letzten Jahre intensiv geprägt wurden.

Die biographischen Porträts beanspruchen keine Repräsentativität, sondern stellen Fallstudien dar, die je unterschiedliche Weisen des Krisenumgangs aufzeigen. Von der Prostituierten unter Druck über den langzeitarbeitslosen Manager und Akademiker bis zum verzweiferten Bauern, der sich noch vor Fertigstellung des Buchs das Leben genommen hat, kommen Persönlichkeiten mit ihren Schicksalen und Ansichten zu Wort, die sonst kaum im öffentlichen Diskurs auftreten. In expliziter Anlehnung an Bourdieus Verfahren der «teilnehmende Objektivierung» wurden die autobiographischen Erzählungen als offene Interviews aufgenommen, für die Editon jedoch stark redigiert. Wie die Herausgeberinnen vermerken, standen für sie gegenüber dem französischen Vorläufer bei den Porträts «die Interpretation und damit auch eine distanziertere Sichtweise im Vordergrund.» Begleitet werden die Biographien von Beschreibungen des gesellschaftlichen Feldes, dem die Fallstudie zugeordnet werden kann. Wenn möglich wurden die Strukturskizzen und Kontextualisierungen auch quantitativ unterstützt und mit Literaturverweisen versehen. So bietet der Reader verstehende und erklärende Einblicke in die Restrukturierung von Wirtschaftssektoren (u.a. Banken, Chemische Industrie, Landwirtschaft), in die Entwicklung der Drogenszene, der Asylpolitik, des Bildungswesens etc. sowie kleine Monographien zu spezifischen gesellschaftlichen Phänomenen, etwa zur Achtziger Bewegung.

In den Beiträgen werden strukturelle und biographische Umwälzungen zueinander in Beziehung gesetzt und in der Gegenüberstellung von Selbstdarstellungen und Strukturdaten lassen sich soziale Begrenzungen und Spielräume des Handelns und Denkens ermessen.

Dabei ist die Krisensituation nicht nur geprägt von Neuem, Unerwartetem, von Flexibilisierung, sozialem Wandel und kulturellem Umbruch. Die Bewältigung der persönlichen Schicksale wird durch die jeweilige Sozialisation, durch eingelebte Traditionen, durch habitualisierte Verhaltensweisen geprägt. Die Herausgeberinnen stellen zum Beispiel fest, dass Männer, die mit überholten Geschlechterbildern aufgewachsen sind, besonders Mühe hätten, mit Karrierebrüchen umzugehen. Dagegen wären die objektiv nach wie vor vielfach benachteiligten Frauen oft an solche Rupturen gewöhnt und in flexibler Lebensplanung meist besser geübt.

Das Bild vom Ende der Gemütlichkeit hat im ausgehenden 20. Jahrhundert für die Schweiz die über Jahrzehnte gültige Fremd- und Selbstsicht einer Insel der Stabilität, der Ruhe und des Glücks abgelöst. Überzeugend gelingt es dem Reader aufzuzeigen, wie persönliche Visionen und Verzweiflungen mit Brüchen in gesellschaftlichen Leitbildern korrespondieren. In einer deregulierten Realität gewinnt das individuelle Ringen um Normalität an Dringlichkeit, oft werden der Verzweiflung krass komplexitätsreduzierende Feindbilder entgegengestellt, und in der Sehnsucht nach der verlorenen Ordnung werden Sündenböcke benannt und für die Verluste verantwortlich gemacht. Eindrücklich ist diesbezüglich das Porträt eines Bauhandwerkers, in dessen Biographie einer jahrzehntelangen und intensiven Einbindung ins sozialdemokratische Gewerkschaftsmilieu heute die Blocher-Anhängerschaft gegenübersteht. Statusverluste und Gefühle des Ausgeliefertseins, welche mit dem Herausfallen aus angestammten sozialen bzw. kommunikativen Netzen einhergehen, werden auch durch verstärkte Bezugnahme auf höhere Schick-

salsmächte kompensiert, sei es in konfessionellen Fundamentalismen, sei es in modischer Esoterik. Die biographischen Erzählungen liefern hier wichtige Hinweise zum Verständnis. Auch globalisierte Entscheidungen, Märkte und Konflikte werden lokal erfahren und so vermittelt identitäts- und handlungsrelevant. Insofern bildet die individuelle Situationsbestimmung und ihre Modifikation mentalitätsgeschichtlich wie politisch eine Schlüsselstelle. Frei von Betroffenheitsrhetorik bieten die vorgelegten Porträts Friktionen und Verstehenshilfen. Sie weisen auf Defizite im öffentlichen Bewusstsein hin und laden in ihrer gut verständlichen und leicht lesbaren Sprache über die Grenzen akademischer Sozialwissenschaft hinaus zur Debatte ein. Der Band liefert so nicht nur einen wichtigen Beitrag zur jüngsten Sozialgeschichte der Schweiz, sondern auch demokratische Aufklärung im besten Sinne.

Rainer Egloff
Collegium Helveticum ETH Zürich

Uwe Schimank, *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*, Juventa Verlag, Weinheim und München 2000, 367 Seiten.

Mit seinem Buch «Handeln und Strukturen» legt Uwe Schimank eine «Einführung in die Soziologie» vor, welche als «Grundlegung einer akteurtheoretisch angelegten allgemeinen Soziologie» gedacht ist. Er will keine «Klassikergeschichte» schreiben, sondern eine Einführung in die Soziologie, welche «Werkzeuge» an die Hand gibt, «Instrumente zur Problemlösung», Wissen, welches benutzt werden kann. Dementsprechend bezeichnet er sein Buch immer wieder als «Werkzeugkasten» mit einer «Fächeranordnung», in welchen er die verschiedenen soziologischen «Erklärungswerkzeuge» eingeordnet habe und welchen man im Bedarfsfall benutzen könne. Das Buch sei «kein

Privatsystem», sondern wolle «vielmehr lediglich einen implizit weithin geteilten fachlichen common sense explizieren.» Es wolle hierbei eine «Bilanzierung» dessen vornehmen, was «die Soziologie in der allgemeinen Theoriebildung bislang geleistet hat».

Schimank meint, dass es in der Soziologie prinzipiell zwei Arten von Erklärungsproblemen gebe: Erstens die Frage, «(...) warum Handelnde in einer bestimmten Situation so und nicht anders handeln». Zweitens die Frage «(...) welche strukturellen Wirkungen ein bestimmtes Handeln im Zusammenwirken mit anderem Handeln hat». Die erste Frage betrifft das «Handeln», die zweite richtet sich auf die «Strukturen». Dementsprechend ist das Buch in zwei grosse Teile gegliedert. Der erste Teil (Kapitel 2–6) behandelt «Akteurmodelle», der zweite Teil (Kapitel 7–11) «Modelle sozialer Strukturodynamiken».

In *Teil 1*, welcher sich der *Handlungserklärung* widmet, bestimmt Schimank zunächst den allgemeinen Begriff des sozialen Handelns. Hierunter versteht er, im Anschluss an Weber, Schütz und Luckmann, ein sinnhaft motiviertes Handeln, welches «in seinem Sinn auf andere Akteure gerichtet oder bezogen ist» (Kapitel 2). Wie aber lässt sich das so bestimmte Handeln erklären? Der Autor geht von der Annahme aus, dass die Situationen, in denen gehandelt wird, so vielfältig sind, dass sich hierüber nichts allgemeines aussagen lässt. Verallgemeinerungsfähige Aussagen liessen sich nur in Bezug auf die Art machen, in welcher die Individuen auf die Situation reagieren. Hierbei sieht Schimank vier grundlegende «Handlungsantriebe» am Werk. Man kann eine bestimmte Handlung gegenüber einer anderen vorziehen bzw. auswählen, weil sie a. einer bestimmten Norm folgt; b. den eigenen erwarteten Nutzen maximiert; c. durch gewisse Emotionen ausgelöst wird oder d. anderen und dem Handelnden selbst die eigene Identität darstellt. Den vier Handlungsantrieben entsprechen vier idealisierte «Akteurmodelle»: der «Homo Sociologicus», «Homo Oeconomicus»,

«emotional man» und der «Identitätsbehaupter», welchen die darauf folgenden Kapitel gewidmet sind.

Der *Homo Sociologicus* (Kapitel 3) ist das Modell eines Handelnden, welcher primär nach Erwartungssicherheit strebt. Diese wird in Schimanks Fassung durch Orientierung an Normen und Rollen erlangt. Der *Homo Sociologicus* tut die Dinge nicht, weil er sie tun *will*, sondern weil er sie tun *soll*. Er tut, was ihm «angemessen» und in einem normativen Sinne «richtig» scheint, wobei die normative Erwartung von aussen (Bezugsgruppe) oder von innen (Gewissen) an ihn heran getragen wird.

Der *Homo Oeconomicus* ist das Modell eines Handelnden, welcher primär nach der Maximierung seines eigenen erwarteten Nutzens strebt. Gegenüber dem *Homo Sociologicus* ist in diesem Modell der eigene Wille handlungsleitend. Schimank präsentiert uns hier eine wohltuend «soziologisierte» Version des *Homo Oeconomicus*, der beispielsweise nur über eine begrenzte Rationalität verfügt, sich komplexitätsreduzierende Routinen (habits) zulegt und manchmal Rationalität nur vortäuscht.

Beim *emotional man* haben wir es mit einem Modell eines Handelnden, zu tun, welcher sich seinen Gefühlen, seinen emotionalen Impulsen hingibt. Schimank unterscheidet dabei eine starke und eine schwache Version. Während der «pure emotional man» weitgehend ein Sklave seiner Gefühle ist und unwillkürlich, masslos, inkonsistent reagiert, kann der «constrained emotional man» seine Gefühle z.T. steuern und mit Nutzen- und Rollenüberlegungen vereinbaren kann.

Schliesslich ist der *Identitätsbehaupter* das Modell eines Handelnden, welcher primär danach strebt, die evaluativen, normativen und kognitiven Vorstellungen über sich selbst zu bestätigen. Er zeigt sich durch sein eigenes Handeln, dass er so ist, wie er *sein will* und wie er meint, *sein zu müssen*. Hierbei ist vor allem ein Element der Selbstdarstellung unter Vermeidung von Identitätsbedrohungen zentral.

Schimank meint, der *Homo Sociologicus* und der *Homo Oeconomicus* seien öfter anwendbar und daher wichtiger als die beiden anderen Modelle. Gleichwohl gebe es viele Fälle, in denen diese beiden Hauptmodelle für eine angemessene Erklärung nicht ausreichen würden. Die vier Modelle lassen sich nach Ansicht des Autors nicht in ein einziges Handlungsmodell integrieren. Vielmehr müsse man je nach empirischem Fall eines oder mehrere der Modelle gemeinsam zur Erklärung heranziehen. Hierbei solle man möglichst ökonomisch vorgehen. Generell gelte, dass durch Normen geprägtes Handeln kostengünstiger erklärt werden könne als wollensgeprägtes; dass ferner routinegeprägtes Handeln leichter erklärt werden könne als entscheidungsförmiges. Aus diesen Beobachtungen leitet Schimank ab, dass der *Homo Sociologicus*, welcher vor allem auf normativ gelenktes, routinemässiges Handeln ziele, das generell ökonomischste Erklärungsinstrument sei (These des analytischen Primats des *Homo Sociologicus*). Andererseits ist Schimank der Meinung, gerade in der modernen Gesellschaft hätten verschiedene gesellschaftliche Entwicklungen die Eigennutzorientierung der Individuen gegenüber den anderen Handlungsantrieben immer mehr in den Vordergrund treten lassen (These des theoretischen Primats des *Homo Oeconomicus*).

Teil 2 setzt sich mit der Frage nach der *Entstehung von Strukturen aus gemeinsamem Handeln von Akteuren* auseinander. Schimank ist der Meinung, dass soziale Strukturen als gewollte oder ungewollte Resultate gemeinsamen sozialen Handelns entstehen. Dies sei sehr oft dann der Fall, wenn «Intentionsinterferenzen» vorlägen, wenn sich die Absichten der Akteure also widersprüchen. Schimank unterscheidet drei Arten von sozialen Strukturen: 1. Erwartungsstrukturen (formelle oder informelle soziale Regeln), 2. Deutungsstrukturen (Werte, ästhetische Präferenzen, Theorien, Wissen) und 3. Konstellationsstrukturen (Verteilungsmuster und Gleichgewichtssituationen z.B. bezüglich Einkommen, Bildung, Preisen u.ä.).

Diese Strukturen werden nun gewollt oder ungewollt durch die Art der Struktur- dynamik und die Stärke und Richtung der Intensionsinterferenzen verändert. Schimank unterscheidet vor allem zwischen offenen und geschlossenen Struktur- dynamiken. Während offene Dynamiken durch Zufälle entstünden und nur historisch erklärt werden könnten, seien geschlossene Dynamiken entweder auf gewollte oder ungewollte soziale Mechanismen zurückzuführen. Nur geschlossene Dynamiken sind somit nach Schimank einer soziologischen Erklärung zugänglich. Soziale Strukturen können nach Ansicht des Autors durch drei Arten von Akteurkonstellationen erklärt werden, nämlich Konstellationen 1. wechselseitiger Beobachtung, 2. wechselseitiger Beeinflussung und 3. wechselseitiger Verhandlung.

In *Konstellationen wechselseitiger Beobachtung* (Kapitel 8) nehmen sich Akteure, zwischen denen Intensionsinterferenzen bestehen, gegenseitig wahr und passen ihr Verhalten dementsprechend an. So kommt es zu Dynamiken der Abweichungsdämpfung (was zu Struktur- erhaltung führt, z.B. informelle soziale Kontrolle) oder Abweichungsverstärkung (was zu Struktur- veränderung führt, z.B. «Matthäus-Effekt»), sowie verschiedensten Mischformen und dem Problem kollektiven Handelns.

In *Konstellationen wechselseitiger Beeinflussung* (Kapitel 9) nehmen sich die Akteure nicht nur gegenseitig wahr, sondern können sich auch gegenseitig beeinflussen (etwa ver- mittels Geld, Macht, Moral, Gewalt u.ä.). Beeinflussung kann nach Schimank an ver- schiedenen Handlungsantrieben ansetzen (z.B. Eigennutz, Identitätsbehauptung), sie wirkt über Belohnung oder Bestrafung, sie kann auf verschiedenen Generalisierungs- niveaus auftreten und kommt in ver- schiedenen Strukturformen und Struktur- dynamiken vor.

In *Konstellationen wechselseitiger Ver- handlung* (Kapitel 10) stellen die Akteure gemeinsam bindende Vereinbarungen auf. Schimank geht auf Determinanten der

Vertragswilligkeit der Akteure sowie auf die Bindungsfähigkeit von Verträgen ein. Er skizziert auch verschiedene gewollte und ungewollte Struktureffekte von Verhandlungen (z.B. das bewusste Einführen eines Gesetzes oder die Entwicklung einer Freund- schaft während der Verhandlung). Speziell behandelt Schimank auch verschiedene kor- porative Akteure (Koalitionen, formale Or- ganisationen, Interessenorganisationen u.a.) als Ergebnisse von Verhandlungsprozessen.

In Kapitel 11 weist Schimank darauf hin, dass die Unterscheidung der Konstel- lationsarten nur analytischen Charakter hat und im Schlusskapitel 12 macht er noch- mals die instrumentalistische Grundhaltung des Buches deutlich: Alles dreht sich um eine erklärende Soziologie, um das Auflö- sen soziologischer «Rätsel».

Der Gesamteindruck des Buches ist ein- deutig positiv. Der Autor vertritt eine un- dogmatische erklärende Soziologie auf der Grundlage des methodologischen Individua- lismus mit dem Ziel einer ausschnitthaften Modellierung der sozialen Wirklichkeit. Es wird gerade kein «System» entwickelt, son- dern davon ausgegangen, dass je nach Erklär- ungsproblem andere Theorieinstrumente und Modelle angewandt werden sollten.

Bedenkenswert ist der Vorschlag, dem «emotional man» oder dem «Identitäts- behaupter» einen höheren Stellenwert als bisher in soziologischen Erklärungen ein- zuräumen. Die Ausführungen hierzu sind sehr anregend, denn in der Tat gibt es im Aufgabenbereich der Soziologie viele Phä- nomene, für welche sich Handlungsmodelle dieser Art anbieten würden. Für mich hat sich allerdings die Frage gestellt, wie denn eine ganz konkrete mathematische Model- lierung eines sozialen Phänomens vermit- telt z.B. des «emotional man» aussehen könnte. Welche «Selektionsregel» verwen- det etwa ein «emotional man», so dass wir erklären können, wie er handelt? Die be- grifflichen Einteilungen, was Struktur- formen und Konstellationsarten betrifft, sind ebenfalls interessant. Wie gut sie zu verwenden sind, wird sich allerdings erst

weisen, wenn man den Nutzen dieser Begrifflichkeit anhand konkreter Beispiele abschätzen kann.

Insgesamt bietet Schimank eine einfach und gut geschriebene, eher soziologische Alternative zu stärker gegen rational choice tendierenden Handlungstheorien an, wie sie gegenwärtig den Markt beherrschen.

Auch einige kritische Punkte lassen sich anmerken. Das Buch ist zwar offenbar für beginnende Soziologen und Soziologinnen gedacht – es ist aber m.E. gerade für Einsteiger nur bedingt, insbesondere zur Ergänzung, zu empfehlen. Dies liegt daran, dass es in einigen Teilen ein gewisses Vorwissen voraussetzt, dass es nicht auf die wichtigste Einstiegsliteratur verweist und auch nicht den soziologischen Theoriekontext beschreibt, in welchem es selbst anzusiedeln ist.

Vermisst habe ich des weiteren eine Darstellung gewisser Grundpostulate dieser Art von theoretischer Position. Es wäre m.E. wichtig, auch zu behandeln, was genau «Erklärung» bedeutet, inwiefern von «sozialer Kausalität» ausgegangen werden kann, was es genau mit dem «methodologischen Individualismus» auf sich hat und vor allem: was es heisst, zu «modellieren». Zum letzten Punkt ist anzumerken, dass zwar durchaus erhellende erklärungsökonomische Überlegungen angestellt werden; dass aber kein Beispiel dafür vorliegt, wie man ganz konkret beginnt, ein Modell für einen Sachverhalt zu konstruieren.

Ich bin auch nicht sicher, wie sinnvoll es ist, die beiden «Grundfragen der Soziologie» so stark voneinander zu trennen, wie Schimank dies tut (also: Handlungswahlen einerseits, Struktureffekte andererseits). Da leuchtet mir persönlich die herkömmliche Drei-Schritt-Version (Makro-Mikro-Makro-Erklärung), wie sie sich bei Coleman oder Esser findet, eher ein. Soziologische Erklärungsgegenstände sind immer «aggregierte» Phänomene, wie man auch immer ein Handlungsmodell voraussetzen muss.

Ein letzter Punkt betrifft die «handwerkliche Seite» des «Werkzeugkastens», die m.E. etwas blass bleibt. Dies liegt vor allem daran, dass zwar häufig Beispiele gegeben wer-

den, dass diese aber oft nur ausgedacht sind und deshalb abstrakt bleiben. Hier würden konkrete Beispiele aus der soziologischen Praxis Abhilfe schaffen, an welchen der Nutzen bestimmter Werkzeuge verdeutlicht werden könnte. Falls das Buch eine zweite Auflage erfährt, so wäre ein dritter Teil mit solchen Beispielen wünschenswert.

Jörg Stolz
CERI (Centre d'études et de
recherches internationales)
Paris

Lüscher, Kurt und Pajung-Bilger, Brigitte (1998), *Forcierte Ambivalenzen. Ehescheidung als Herausforderung an die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen*, Universitätsverlag Konstanz, Konstanz; 78 DM; 241 S.

Mit ihrer als Band 8 der Reihe: «Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung» erschienenen Studie unternehmen Kurt Lüscher und Brigitte Pajung-Bilger den Versuch, das Konzept «Generationenambivalenz» als einen «familiensoziologischen Schlüsselbegriff» zu konzipieren. Dieser soll einen Beitrag leisten zum «Verständnis der Dynamik familialer Lebensformen in der Gegenwart».

Angesichts des grossen Erfolgs der von Kurt Lüscher geleiteten Forschungsgruppe, die etwa mit Sammelbänden wie «Die ›postmoderne‹ Familie» (Lüscher et al. 1988) oder «Generationenbeziehungen in ›postmodernen‹ Gesellschaften» (Lüscher et al. 1993) in den letzten Jahren kontinuierlich wichtige Arbeiten zur Familiensoziologie vorlegen konnte, ist man zunächst gespannt, ob und inwieweit es den Autoren gelingt, den aus dem Wortschatz der Postmodernisten geborgten Begriff «Ambivalenz» für die Analyse von Generationenbeziehungen fruchtbar zu machen.

Das Vorhaben des Bandes besteht vornehmlich darin, im Sinne von «Research in the discovery mode» eine dialogische Annäherung von qualitativen empirischen

Daten und Hypothesen zu erproben, dies mit dem Ziel, das fokussierte theoretische Konzept sukzessive auszudifferenzieren. Die empirische Basis für die Untersuchung bilden 103 Einzelinterviews (Eltern-Kind-Dyaden und Einzelpersonen), die 1991 und 1994 durchgeführt wurden. Ein komplexes Sample-Design deckt einerseits geschiedene Personen im mittleren Lebensalter (Generation: G1), deren Kinder (G2) bereits mündig und selbständig sind und andererseits jüngere (mehrheitlich zwischen 35 und 45jährige) geschiedene Männer (G2) ab, die teilweise selber wiederum Kinder haben (G3). Teilweise wurden nur Personen aus einer Generation befragt, teilweise aber auch Eltern-Kind-Dyaden. Die Datengrundlage wird in einem Anhang ausführlich beschrieben.

Die qualitative Auswertung dieser Interviewdaten orientierte sich an der «grounded theory» gemäss Glaser und Strauss und konzentrierte sich vor allem auf drei Thematiken, nämlich 1) Transfers von finanziellen Ressourcen nach einer Scheidung, was Aufschluss über die Bedeutung gegenseitiger Unterstützungsleistungen geben soll, 2) die Partnerschaftsvorstellung geschiedener Eltern in Verbindung mit einer neuen Partnerschaft sowie 3) die Beziehungen jüngerer geschiedener Väter zu ihrer Herkunftsfamilie. Dabei werden die Beziehungskonstellationen und deren Bedeutung für die Scheidungsbewältigung zwischen drei Generationen berücksichtigt.

Der Band gliedert sich in sechs Kapitel. In einem ersten exponieren die AutorInnen ihr Leitthema, nämlich die Beziehungen zwischen geschiedenen Eltern und ihren erwachsenen Kindern. Gerade die Nachscheidungsituation lasse sich als «Prüfstein für das Verhältnis zwischen den Generationen» auffassen. Bei einer Scheidung würden Ambivalenzen, die konstitutiv sind für Generationenbeziehungen, forciert zum Vorschein kommen. Lüscher und Pajung-Bilger argumentieren weiter, dass die Beziehungen zwischen den Generationen traditionellerweise zumeist unter dem Pri-

mat der Solidarität abgehandelt würden (S. 9). Dagegen wenden sie ein, dass Solidarität lediglich eine unter verschiedenen Formen der Beziehungsgestaltung darstelle. Das theoretische Interesse der Studie besteht folglich darin, unterschiedliche Formen der intergenerationellen Beziehungsgestaltung zu beschreiben und zu typologisieren.

Lüscher und Pajung-Bilger formulieren zunächst die Hypothese, «es sei soziologisch fruchtbar, die empirisch beobachtbaren Formen von Generationenbeziehungen unter Erwachsenen als Ausdruck einer genuinen Ambivalenz und der Bemühungen zu analysieren, diese in konkreten sozialzeitlichen und sozialräumlichen Kontexten zu verstehen und zu gestalten» (S.27). Diese Hypothese gründet auf der Annahme, dass die Beziehungen zwischen Eltern und ihren Kindern vor dem Hintergrund eines polaren Gegensatzes von Dependenz und Autonomie gestaltet werden. Vorausgesetzt wird, dass familiäre Generationenbeziehungen im Prinzip unkündbar sind, also auch noch in den mittleren Lebensphasen von Belang sind, wenn die nachwachsende Generation in der Regel in eigenen Haushalts- und Familienstrukturen leben. Ohne diese Prämisse grundsätzlich in Frage stellen zu wollen, darf die Frage gestellt werden, ob die Wahl dieses besonderen Stichprobenplans optimal ist für die Entwicklung eines allgemeinen familiensoziologischen Schlüsselbegriffs. Die Beschränkung auf mittlere Lebensphasen verunmöglicht den Vergleich mit jenen Phasen, in denen Kinder stärker von ihren Eltern abhängig sind respektive solchen, in denen die Eltern ihrerseits Leistungen von den Kindern erwarten und damit selber in eine Abhängigkeit geraten. Mit anderen Worten: Die Abhängigkeit der Polarität zwischen Dependenz und Autonomie von der Situierung der Befragten im Familienzyklus kann auf diesem Wege kaum kontrolliert werden. Ebenso wenig erlaubt der Stichprobenplan einen Vergleich der Generationenbeziehungen zwischen Geschiedenen und Nicht-Geschiedenen, also den Nachweis von all-

fälligen Effekten, welche dem Scheidungsereignis zuzuschreiben sind.

Bezüglich des Ambivalenz-Begriffs rekurrieren Lüscher und Pajung-Bilger auf Merton und Barber, die das Konzept vor allem zur Beschreibung von Rollenkonflikten verwenden, ferner auf psychologische und sozialpsychologische Konzeptionen sowie auf Zymunt Baumann, dem der Ambivalenz-Begriff als ein zentrales Instrument zur Abgrenzung von Moderne und Postmoderne dient. Querverweise auf konkurrierende Termini wie beispielsweise das innerhalb der Soziologie häufig verwendete Konzept der Anomie oder die gerade in der Sozialpsychologie sehr wirkmächtigen kognitiven Konsistenz- und Dissonanztheorien (Heider, Festinger) sucht man vergeblich.

Wenn die AutorInnen in der Folge ein Modell posulieren, das einerseits in struktureller («institutionaler») Hinsicht eine Ambivalenz zwischen dem Bestreben der ständigen Wiederherstellung familialer Strukturen (Reproduktion) vs. dem Wunsch nach deren Erneuerung und Veränderung (Innovation) und andererseits in Bezug auf den Aufbau der persönlichen Identität (kulturelle Dimension) eine Ambivalenz zwischen Prozessen der Annäherung (Konvergenz) vs. Distanzierung (Divergenz) unterscheidet, wird man an Theorien der strukturellen und anomischen Spannungen erinnert, die von Tönnies über Merton bis zu Hoffmann-Nowotny immer wieder in der soziologischen Literatur verwendet wurden, und die gerade in der Familienforschung grossen Nachhall gefunden haben.

Um zu prüfen, inwieweit es Lüscher und Pajung-Bilger gelingt, einen tauglichen familiensoziologischen Schlüsselbegriff zu skizzieren, muss auf die drei folgenden Kapitel eingegangen werden, wo anhand der Formen finanzieller Transfers zwischen den Generationen (Kapitel 2), den Partnerschaftsvorstellungen (Kapitel 3) und den Beziehungen zur Herkunftsfamilie (Kapitel 4) der Ambivalenzbegriff vor dem Hintergrund des postulierten Modells erprobt wird.

Im zweiten Kapitel werden die unterschiedlichen Bedeutungen untersucht, welche geschiedene Eltern aus der Generation G1, die in der Regel zwischen 50 und 60 Jahre alt sind, den finanziellen Transfers an ihre meist über 25-jährigen Kinder zuschreiben. Vier Deutungsmuster werden beschrieben. Beim Muster «*Erarbeiten*», das vor allem in wenig begüterten Familien anzutreffen ist, wo häufig die eigene finanzielle Absicherung nach der Scheidung im Zentrum steht, wird die Ansicht vertreten, dass jede Generation ihre Ressourcen selber schaffen muss. Auf der strukturellen Achse dominiert somit der Pol «Innovation». Dies rechtfertigt die Beendigung finanzieller Transfers an die Kinder, sobald diese sich vom Elternhaus losgelöst haben. Auf der personalen Dimension überwiegt damit der Pol «Divergenz» (zunehmende Distanz zwischen den Generationen). Konträr dazu ist das Deutungsmuster «*Aufteilen*», gemäss welchem die Eltern davon ausgehen, dass die Ressourcen beiden Generationen gemeinschaftlich gehören. Hinter dieser Vorstellung einer lebenslangen Schicksalsgemeinschaft wird eine Dominanz des struktureller Pols «Reproduktion» ausgemacht. Auf der zweiten analytischen Achse korreliert diese Sichtweise mit einer ungebrochenen Nähe zwischen den Generationen («Konvergenz»), die sich darin zeigt, dass Eltern ihre eigenen Bedürfnisse zwecks Unterstützung der Kinder zurückstellen, und dass die Transfers nicht mit der Erwartung von Gegenleistungen der Kinder verkoppelt werden. Vor allem Mütter wählen diese Option nach einer Scheidung häufig. Zwischen diesen Extrema sind die beiden anderen Deutungsmuster angesiedelt. Das Muster «*Belohnen*» teilt mit dem zuvor genannten die Vorstellung, wonach Ressourcen beiden Generationen zustehen (Pol: «Reproduktion»). Der Transfer elterlicher Ressourcen wird jedoch instrumentalisiert (Erkaufen von guten Beziehungen zu den Kindern). Gerade im Scheidungsfall resultieren aus solchen Beeinflussungsversuchen Loyalitätskonflikte, weswegen Lüscher und

Pajung-Bilger eine Dominanz des Pols «Divergenz» auf der personalen Analyseachse diagnostizieren. Das vierte Muster – «Nutzen» – ist vor allem bei wohlhabenden Eltern anzutreffen. Es zeichnet sich dadurch aus, dass Eltern die Meinung vertreten, jede Generation solle ihr Eigentum individuell verwenden dürfen («Innovation»). Weil gleichwohl ausreichend Mittel vorhanden sind, kann dieses Segment die nachfolgende Generation ohne instrumentelle Hintergedanken alimentieren («Konvergenz»).

Das dritte Kapitel stellt – erneut aus der Perspektive der Elterngeneration G1 – deren Partnerschaftsvorstellungen ins Zentrum. Bezugnehmend auf das eingangs erwähnte Modell unterscheiden Lüscher und Pajung-Bilger wiederum vier Deutungsmuster. Im Schnittfeld zwischen «Konvergenz» und «Innovation» ist das Muster «Loslassen» angesiedelt. Aufgrund einer überwiegend negativen Ehebilanz wird die Scheidung als Befreiung wahrgenommen. Kinder akzeptieren dieses Loslassen als den Beginn einer neuen Phase für die Eltern und damit auch für die Eltern-Kind-Beziehung. Demgegenüber bleiben Personen, die dem Muster «Festhalten» («Reproduktion» und «Divergenz») verpflichtet sind, stärker vergangenheitsorientiert. Sie verzichten häufig darauf, eine neue Partnerschaft einzugehen und leiden unter dem Zerbrechen der Partnerschaft. Frauen nehmen ausserdem keine Erwerbstätigkeit auf. Diese Fixierung auf die «gescheiterte» Ehe erweist sich gerade für die Kinder als konfliktträchtig. Zwischen diesen Extrema siedeln die AutorInnen zwei weitere Deutungsmuster an, nämlich jenes des «Bestärkens» («Konvergenz» und «Reproduktion»), das in der Regel mit der positiven Bewertung einer neuen Paarbildung sowie der (Wieder-)Aufnahme einer Erwerbstätigkeit assoziiert ist, wenngleich die Beziehung zu den Kindern davon tangiert wird und loser wird (Intimität auf Abstand). Das vierte Muster, als «Abwenden» («Innovation» und «Divergenz») bezeichnet, korreliert zwar mit der Bereitschaft, eine neuen Partnerschaft

oder Ehe einzugehen, geht aber mit einem weitgehenden Abbruch des Kontakts zu den Kindern einher.

Aus dem Blickwinkel der jüngeren Generation (G2), näherhin jener von geschiedenen Söhnen, differenzieren Lüscher und Pajung-Bilger im vierten Kapitel in analoger Weise folgende Deutungsmuster: Nach dem Scheitern einer Ehe können Söhne versuchen, die Beziehung zur Herkunftsfamilie (G1) zu aktualisieren respektive zu intensivieren. Diese Form des «Beschützens» («Konvergenz» und «Reproduktion») führt mitunter zu Konflikten mit der Schwiegerfamilie. Demgegenüber ist das Muster «Ausgrenzen» («Innovation» und «Divergenz») dadurch charakterisiert, dass sich die Beziehungen zur Herkunftsfamilie verschlechtern und anomische Züge annehmen. Im Schnittfeld zwischen «Reproduktion» und «Divergenz» wird das Muster «Verfangen» angesiedelt. Die geschiedenen Söhne vermögen sich einerseits nicht vollständig von ihrer Herkunftsfamilie (G1) zu lösen und leiden andererseits unter dem Konflikt zwischen Distanz und Ferne. Das vierte Muster «Stützen» («Konvergenz» und «Innovation») bezeichnet eine nach allen Seiten hin offene Beziehung.

Im nachfolgenden fünften Kapitel versuchen Lüscher und Pajung-Bilger einen Schritt weiterzugehen und die Resultate ihrer qualitativen Untersuchungen zu generalisieren, um auf diesem Weg die Tragfähigkeit ihrer theoretischen Prämissen zu überprüfen. Die AutorInnen gehen davon aus, dass sich die in den vorausgehenden Kapiteln vorgestellten Deutungsmuster als Handlungsorientierungen – oder gemäss Max Weber als «Maximen» – auffassen lassen. Eine Problematisierung der Beziehung von Deutung und Handeln, die keineswegs als selbstverständlich unterstellt werden kann, und zu deren Klärung gerade auch kognitive Konsistenz- und Dissonanztheorien einen wichtigen Beitrag leisten könnten, würde die Untersuchung stark aufwerten. Lüschers und Pajung-Bilgers Argumentation zielt indes in eine andere

Richtung. Ihr Anliegen besteht insbesondere darin, Generationenbeziehungen nicht am Konzept der Solidarität auszurichten, sondern vielmehr die normativen Implikationen einer solchen Fixierung zu unterlaufen.

Nur für die Deutungsmuster, welche im Quadranten «Konvergenz» und «Reproduktion» angesiedelt sind («Aufteilen» der Ressourcen, «Bestärkung» bei der Neubildung einer Paarbeziehung und «Beschützen» der Söhne, deren Ehe geschieden wurde) behält der Solidaritätsbegriff (definiert als «übereinstimmend bewahren») gemäss Lüscher und Pajung-Bilger seine Gültigkeit. Die Deutungsmuster des gemeinsamen «Nutzens» der elterlichen Ressourcen, wenn Kinder das «Loslassen» der vorausgehenden Beziehung akzeptieren und Eltern ihren Sohn nach einer Scheidung «stützen», werden als «einvernehmliche Entwicklung» der Generationenbeziehung, respektive als «Emanzipation» gehandelt, obwohl auch hier – eingedenk der Ergebnisse der qualitativen Untersuchungen – Solidarität durchaus relevant bleibt. Wo Eltern die Ansicht vertreten, die Kinder sollten sich ihre Ressourcen selber «erarbeiten», wenn sie sich ferner nach der Scheidung von ihnen «abwenden» und wenn Söhne, deren Ehe in die Brüche ging, «ausgegrenzt» werden – kurz die Kombination von «Innovation» und «Divergenz» –, wird das als «unversöhnliches Lossagen» resümiert und mit «Atomisierung» gleichgesetzt. Obwohl in diesem Fall die Beziehung zwischen Eltern (G1) und ihren Kindern (G2) quasi «aufgekündigt» wird, ist anzuzweifeln, ob diese terminologische Wahl adäquat ist. Über die Beziehung zwischen den Kindern (G2) und deren Nachwuchs (Enkelgeneration G3) wird nämlich nichts ausgesagt. Es ist durchaus nicht auszuschliessen, dass sich der Fokus von Solidaritäten aufspaltet einerseits in die Beziehung der geschiedenen Eltern zu ihren jeweiligen neuen Partnern und in die Beziehung der Kinder (G2) zu deren Kindern (G3). Die Evidenz für eine effektive Atomisierung bleiben Lüscher und

Pajung-Bilger dem Leser schuldig. Der vierte Quadrant, also die instrumentelle Vergabe von Ressourcen («Belohnen»), die Anklammerung an die gescheiterte eheliche Beziehung («Festhalten») sowie das «Verfangen»-Sein der geschiedenen Söhne im Konflikt zwischen Distanz und Ferne wird als «uneiniges Ausharren» respektive als «Kaptivation» bezeichnet. Gerade bei diesen Deutungsmustern wäre zu fragen, ob sie nicht in erster Linie als Ausdruck einer kognitiven Inkonsistenz aufzufassen sind, welche sich mit wachsendem zeitlichen Abstand zum Scheidungsereignis verringert und folglich eher ein transitorisches Muster darstellt.

Ich habe die Art, wie Lüscher und Pajung-Bilger ihre Auswertungen durchführten und die Bedeutungsmuster, die sie aufgrund der Interviewdaten ermittelt haben, relativ ausführlich beschrieben, weil sich vor diesem Hintergrund m.E. einige analytische Probleme benennen lassen. Die Auswertungen stellen die Bedeutungen jeweils einer Generation ins Zentrum (Eltern, welche Transferzahlungen erbringen, Eltern, die eine neue Beziehung eingehen sowie geschiedenen Söhne). Die Verknüpfung der Beziehung Eltern-Kind und Kind-Eltern erfolgt auf der Ebene der Theorie, dies obwohl durchaus auch Eltern-Kind Dyaden interviewt wurden, was eine Verknüpfung auf der Individualebene erlaubt hätte. Unabhängig davon hätten die Interviews eine differenziertere Analyse sowohl der sozialstrukturellen Lage der Eltern (z.B. nach wirtschaftlicher Stärke, Geschlecht und vor allem dem zeitlichen Abstand zum Scheidungsereignis) differenzierter ausfallen können. Ebenfalls die Berücksichtigung der wirtschaftlichen und familialen Lage der Kinder bei den Analysen hätte die Plausibilität der Ergebnisse erhöht.

Trotz meiner Einwände halte ich die Arbeit von Lüscher und Pajung-Bilger für einen wichtigen Beitrag. Zum einen deshalb, weil er auf mustergültige Art vorführt, was «research in the discovery mode» (vgl. U. Bronfenbrenner) zu leisten vermag. Es

ist zu hoffen, dass bei den quantitativ-empirischen Analysen, in denen die Thematik derzeit weiter vertieft wird, eine Prüfung der Hypothesen gelingen wird. Zum zweiten richten die AutorInnen mit Fug und Recht das Augenmerk darauf, dass Generationenbeziehungen häufig mit normativen

Implikationen auf das Konzept der Solidarität festgenagelt werden. Der Studie gelingt es, diese Engführung in Frage zu stellen.

*Beat Fux
Soziologisches Institut
Universität Zürich*